

Rundschau.

Berlin, 19. Aug. Der sozialdemokratischen Partei geht es finanziell gut. Ihr Schatzsekretär konnte dem Reservefonds eine beträchtliche Auffrischung zu teil werden lassen, denn das Mehr an Einnahmen im abgelaufenen Geschäftsjahr macht nicht weniger als eine Viertelmillion aus. Mit dieser Tatsache ist die Klage im Bericht des Parteivorstandes über die allgemeine Not der Arbeiterklasse nicht so recht in Einklang zu bringen. Besonders auffällig erscheint der Umstand, daß die Parteigenossen in den für die Exportindustrie und den Ueberseehandel wichtigsten Bezirken, wie dem Königreich Sachsen, Brandenburg mit Berlin und den Hansestädten, die verhältnismäßig höchsten Beiträge an die Parteikasse abführten, an Zuwendungen aus dieser Kasse aber nur geringe Summen oder gar nichts benötigten. Die Arbeiter müssen also wohl in diesen Bezirken trotz der wirtschaftlichen Depression immer noch einen befriedigenden Verdienst erzielen und die Behauptung von einer fortgesetzten Verschärfung des Volkseleuds erscheint im Lichte dieses Partei-Etatsabschlusses fragwürdig. Mancher Finanzminister wäre froh, wenn er sich so wenig Kopfzerbrechen zu machen brauchte, wie der Säckelmeister der sozialdemokratischen Partei!

Karlsruhe, 21. Aug. Die Einwohnerzahl hiesiger Stadt betrug Ende Juli 130 923.

Offenbach, 24. Aug. Die 6 Schulmädchen, die bei einem Ausflug in einem plötzlich unter Wasser gesetzten Schleusenbett ihren Tod gefunden hatten, sind gestern in Offenbach unter ungeheurer Beteiligung zur letzten Ruhe bestattet worden. Es mußten die umfangreichsten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, um dem Andrang der Bevölkerung zu begegnen. Die Trauerfeier gestaltete sich zu einer ergreifenden Kundgebung. Vor den 6 Särgen, die in einer Fülle von Blumen und Kränzen aufgebahrt waren, hatten neben den Angehörigen die Vertreter der städtischen und staatlichen Behörden, die Geistlichkeit und die Mitschülerinnen der Toten Platz genommen. Die Leiche des Arbeiters Göbzig, der bei dem Rettungsversuch das Leben lassen mußte, ist auf Wunsch seiner Eltern in die Heimat gebracht worden.

Sommerfrische.

Humoreske von Helene Bang-Anton.
(Nachdruck verboten.)

Das Sadtheater in V. hatte seine Pforten geschlossen, die Künstlerchar sich zerstreut. Nur Jsolde Bräuer, die beliebte „jugendlich Dramatische“, wußte noch nicht, wo sie ihre Sommerferien zubringen würde. Sie hatte in der letzten Zeit viel gesungen und fand, daß sie absolut Ruhe gebrauche. Große Reisen, elegante Bäder kamen daher nicht in Betracht. Sie wollte sich im Walde in tiefster Einsamkeit vergraben und dachte es sich sehr romantisch und idyllisch, einen Sommer in lüftlicher Ungeniertheit bei einfachen Leuten nur der Pflege ihres Körpers zu leben.

Gute Freunde, die von den Unbequemlichkeiten solcher Sommerfrischen sprachen, lachte sie aus. Man müsse sich nur anpassen verstehen, meinte sie, und seine Ansprüche gerechterweise auf Sommerfrischen herabstimmen.

Sie studierte eifrig die Annoncen in der Zeitung, und bald hatte sie gefunden, was sich mit ihren Wünschen deckte: Eine Försterei, still und einsam, am Eingang des Waldes gelegen, in der Nähe einer Bahnstation, nahm Sommergäste auf.

Sie schrieb sofort dahin, daß sie selbst kommen und alles ansehen würde. Zum Schluß bat sie um Auskunft über die Reisegelegenheit.

Einige Tage später kam die Antwort: der Ort wäre am schnellsten in ungefähr drei Stunden durch einen Dampfer, der jeden Dienstag und Freitag von der Adalbert-Brücke abgehe, zu erreichen. Das war ganz nach ihrem Sinn. Da konnte man doch einmal sich selbst leben.

Noch an demselben Tage erkundigte sie sich nach dem Dampfer und erfuhr zu ihrer Ueberraschung,

Düsseldorf. Am 10. August 1899 wurde im Grafenberger Walde die Arbeiterfrau Keulens, die ihrem Manne das Mittagessen bringen wollte, ermordet aufgefunden, ohne daß eine Spur des Mörders entdeckt werden konnte. Jetzt hat der Metzgergeselle Lentz, der gegenwärtig eine sechs-jährige Zuchthausstrafe verbüßt, eingestanden, als 15-jähriger Bursche die Frau erstochen und das benutzte Nordmesser bei einem Metzgermeister in Köln gestohlen zu haben. Die Staatsanwaltschaft leitete auf Grund der detaillierten Angaben des Mörders eine neue Untersuchung ein.

Bühlertal, 23. Aug. Großen Schaden erlitt dieser Tage bei einer Fahrt von der Höhe herab durch unser Tal eine französische Gesellschaft, deren Luxusautomobil infolge Warmlaufens plötzlich unweit des Hotels Schindelpeter in Brand geriet. Die Insassen konnten sich kaum retten, so rasch verbreitete sich das Feuer; in wenigen Minuten war das Auto total verbrannt, so daß nichts übrig blieb, als das Eisengerippe. Die Ruinen des verbrannten Wagens kann man heute noch an der kritischen Stelle bewundern.

Dermischtes.

Ein Einwohner von Gussenstadt auf der Geislinger Alb hat an den Grafen Zeppelin eine Einladung geschickt des Inhalts, der Graf möchte bei seinem Flug nach Berlin auch über Gussenstadt fahren. Die in schwäbischer Dialektbildung abgefaßte Einladung hat beim Grafen Zeppelin humorvolle Aufnahme gefunden, wie nachstehende Zeilen zeigen, die er dem Einladenden vom Konstanzer Krankenhause auf einer Postkarte zugehen ließ:

„Wenn i zu alle fliege wott,
Dia midz zu ihne wünschet hin,
No geng's jo emmer häsch und hott
Und niemols nach Berlin.“

Konstanz, 18. Aug. 1909. Graf Zeppelin.“

Streichhölzer aus Stroh. Es ist zu erwarten, daß sich auf dem Gebiet der Streichholzindustrie infolge der Verteuerung der bisherigen Fabrikate die Erfindertätigkeit regen wird. Schon ist die Neugier mit Zündhölzern mit zwei Zündlöpschen angekündigt worden, jedoch erscheint dieser

Ausweg etwas bedenklich, einmal wegen der größeren Gefahr einer ungewollten Entzündung, die, wenn sie eine Schachtel auf einmal befällt, für die Umgebung recht unangenehme Folgen haben kann und zweitens, weil ein einmal abgebranntes Streichholz in die Schachtel zurückgesteckt werden muß und dann leicht den Ärger verursachen kann, den die „Fra Pastern“ in der „Stromtid“ wegen dieser Gewohnheit erleben mußte. Mehr Aussicht hat vielleicht der Vorschlag, das Stroh verschiedener Gräser und Getreidearten als Ersatz für das Holz zu benutzen. Es würde in Stücke von geeigneter Länge durch Maschinen zu schneiden, dann zu kochen, zu trocknen und schließlich weiter nach dem gewöhnlichen Verfahren zu behandeln sein.

Die Kuh des Majors. Aus einer kleinen Garnison wird folgende angeblich wahre Geschichte berichtet: Der Garnisonälteste, bei dem die Fahne seines Truppenteils steht und dessen Haus deshalb von einem Posten bewacht wird, hält sich für seine zahlreiche Kinderchar eine Kuh. Das Tier weidet auf einem Rasenplatz vor dem Hause. Eines Tages beklagt sich die Frau Majorin, daß ihre Kuh dauernd erheblich weniger Milch als früher gebe, und erklärt das damit, daß das Gras auf der Kuhweide von den Passanten zertreten würde. Die Schildwache erhält darauf von dem Kommandeur den strengen Befehl, daß außer der Kuh niemand die Weidefläche betreten dürfe. Bald darauf will die Kommandeuse eilig über den Grasplatz gehen, wird aber von dem Posten angehalten: „Num, Mann, wissen Sie nicht, wer ich bin?“ „Alles, was ich weiß,“ entgegnet der aufgeregten Dame der stramme Krieger, „ist, daß Sie nicht die Kuh des Herrn Majors sind. Herunter vom Gras!“

Wie Völker sprechen. Interessante Beobachtungen sind kürzlich von einem französischen Gelehrten der Öffentlichkeit übergeben worden. Es handelt sich darum, in welcher Weise der Körper bei der Sprache „mitspricht“. Nach diesen Auszeichnungen sprechen die Deutschen mit dem ... Auge, die Amerikaner mit dem ... Blick, die Italiener sprechen, wenn sie sitzen, mit den ... Beinen, indem sie sie pendeln lassen, der Franzose spricht, wenn er sitzt, mit den ... Fußspitzen, indem er sie auf und nieder beugt, der Engländer spricht mit der ... Pfeife

Da kam ein Milchfahrer vorbei. Jsolde fragte ihn nach der Försterei und er zeigte mit dem Peitschenstiel nach rechts.

„Gehn Sie man hier durchs Dorf, das letzte Haus um de Eck sehn Sie's all.“

Sie folgten dem Peitschenstiel, hoben die Kleider hoch und wanderten durchs das armeilige Dorf. Es bestand aus einer Straße und einigen kleinen mit Stroh gedeckten Baracken.

Die Fäße schmerzten sie von den spitzen Steinen, über die sie balancieren mußten und Jsolde mußte zugestehen, daß dieses schmutzige Dorf — überall stehenden Tümpel — keine angenehme Zugabe zur Sommerfrische war.

Als sie bei dem letzten Haus angelangt waren und um die Ecke, lag der Wald vor ihnen, und am Eingang des Waldes ein Gebäude, das einem Stall glich.

Wiederum fragten sie eine Frau, die im Garten arbeitete, nach der Försterei.

„Da steht se ja.“

Was? Dieses rohgezimmerte Gebäude, der prallen Sonne ausgesetzt, sollte das Ziel ihrer Wünsche sein? Jsolde seufzte. Doch nur Mut. Es konnte in der Nähe sich anders präsentieren.

In der Nähe sah das Häuschen aber noch schmuddloser aus. Sie gingen durch den verwahrlosten Vorgarten, pochten an die Tür, an die hermetisch geschlossenen Fenster. Niemand meldete sich. Nun schritten sie ums Haus herum, über den Hof nach der offenen Tür zu, die anscheinend in die Küche führte.

Als sie schon nahe der Tür waren, lief ein dickes Schwein an ihnen vorbei und verschwand in der Türe.

daß es ein Frachtdampfer sei. Aber auch das schreckte sie nicht zurück, und so fuhr sie am nächsten Dienstag in Begleitung einer Freundin ab.

Der Anfang war nicht sehr erquicklich. Dreiviertel Stunde wurde verladen, größtenteils Eisen; das gab ein mächtiges Getöse, das den verwöhnten Damen auf die Nerven fiel. Außerdem hatte sich eine Menge Marktfrauen eingefunden, die nicht nur durch Lärm das Ohr, sondern auch durch die Dünste, die ihre Körbe und Tonnen ausströmten, die Geruchsnerven arg beleidigten.

Jsolde ließ sich darum doch nicht verstimmen und tröstete ihre Freundin, die den Aufenthalt auf dem primitiven Dampfer einfach himmelschreiend fand.

Aus drei Stunden Fahrt wurden fünf. Jsolde's Trostgespräche wurden immer kleinlauter. Und als die Freundin aufgebracht die ganze Fahrt als eine „Verrücktheit“ erklärte, hätte sie ihr fast recht gegeben.

Endlich stiegen die Freundinnen ans Land. Sie waren so glücklich darüber, daß sie zu fragen vergaßen, um welche Zeit der Dampfer zurückgehe.

Als die Freundin daran dachte und umkehren wollte, da sie keine Lust habe, auf dieser feudalen Sommerfrische zu bleiben, zeigte ihr Jsolde triumphierend die Annonce und las: „In der Nähe einer Bahnstation.“

„Ja, ums Himmelswillen, warum haben wir dann diese Wasserfahrt gemacht?“

Nachdem Jsolde ihr dies erklärt, ohne die Freundin recht zu überzeugen, schritten beide die holprige, staubige Straße weiter.

Ein kleines, bloßfüßiges Mädchen mit ungepflegten Haaren wurde gefragt, wo die Försterei sei. Sie schaute mit kreisrunden Augen blödsinnig die eleganten Damen an und sagte: „Försterei? — Weiß nich.“

im Munde, der Russe spricht mit dem . . . Kopfe, indem er oft beifällig nickt, der Chinese spricht bekanntlich mit dem . . . Zeigefinger, der Spanier mit der . . . Faust.

Aus New-York wird berichtet: Mit heiterer Spannung verfolgt man in Amerika den seltsamen Feldzug, der im Staate Iowa mit werktätiger Unterstützung der Behörden gegen den Ruß eröffnet ist. Auf Staatskosten hat man jetzt Tausende von hübschen kleinen rosafarbenen oder himmelblauen Bändchen angefertigt, die die Aufschrift tragen: „Küsse mich nicht,“ alle kleinen Kinder Iowas sollen diese Mahnung als Halsband tragen. Genaue Register werden geführt, überall, wo ein Kind zur Welt kommt, empfangen die Eltern postwendend das vom Staate approbierte Halsband. Der Leiter des neugegründeten Gesundheitsamtes, Dr. Arthur Edward Kepsford, hat soeben eine Rundreise durch das ganze Land beendet, auf der er alle Lehrer und Lehrerinnen zum Kampfe gegen das Küffen aufgerufen hat. In hundert Versammlungen hat er die Gefahren des Küffens dargetan und die Torheit dieser kindischen Unsitte erbarmungslos an den Branger gestellt. Das Küffen gehört eigentlich der Steinzeit an, wie das Aneinanderreiben von Nasen und Kinn. „Ich bin überzeugt,“ äußert sich Dr. Kepsford vertrauensselig, „daß es mir gelingen wird, innerhalb einer Generation diese gefährliche Unsitte auszurotten.“ Die Schullehrer haben ihm ihre Hilfe zugesagt. Wo immer Gesellschaften, Picnicks im Freien oder Tanzfränzchen stattfinden, empfangen alle Gäste vorher wertvolle Winke von den Gesundheitsreformatoren, kurze Sinnenprüche etwa des Inhaltes: „Sehe den, den Du liebst, nicht den Bazillen eines Kusses aus.“ Wenn die Lehrer irgend wie Grund haben, anzunehmen, daß einer ihrer einstigen Zöglinge stirbt, so erhält er sofort mit der Post die milde Mahnung, die Geliebte zwar an der Hand zu fassen und innig zu drücken, aber beileibe nicht zu küssen. Für fünfzehn Jahre alte Mädchen, die nie geküßt wurden, sind Geldpreise ausgesetzt. Die Jugend Iowas soll ungeküßt zu Männern und Frauen heranwachsen.

Auflösung der dreißigsten Charade in Nr. 132.
Handlungen.

Blindheit und Arbeit.

„Arbeiten und nicht verzweifeln!“ In diesem Carlylschen Wort erschöpft sich der wichtigste Grundsatz des modernen Blindenwesens. Während man

Die beiden Damen hatten entsezt aufgeschrien, folgten dann aber errötend den Spuren des Bierführers.

Sie fanden das Tier friedlich in der Küche neben einem großen Milchkübel lagern, und die Frau, die an dem Herd herumhantierte, schien nichts dabei zu finden. Es war die Besitzerin.

Bald wußten die Damen, daß das Grundstück früher die Försterei gewesen und deshalb als Försterei im Volksmunde weiterlebte.

Nun war ja manches erklärlich. Vor allem die Naivität der Frau, die ihnen das für die Sommerfrischler bestimmte Zimmer mit den Worten zeigte: „Was fehlt, müssen Sie mitbringen.“

Holde und ihre Freundin sahen sich in dem Zimmer um. Ein Bett mit hochgetürmten Federbetten, drei Holzstühle, ein weißgezimmerter dabei, der den Waschtisch vertrat, und ein Tisch bildeten das ganze Mobiliar.

„Ja, aber, gute Frau,“ begann Holde, „wo soll ich denn meine Kleider hingängen?“

„Da,“ sagte die Frau und zeigte auf einige große Nägel in der Wand.

„Schön. Aber wo bleibe ich mit meiner Wäsche und den anderen Sachen?“

„Die lassen Sie in der Kiste drin.“

„Das einfachste von der Welt,“ meinte die Freundin belustigt. „Jeden Tag, wenn du was brauchst, packst du aus und ein.“

„Scheint die Sonne immer so herein? Haben Sie keine Vorhänge?“

„Jawohl,“ sagte die Frau, stieg auf einen Stuhl, dann aufs Fensterbrett und befestigte eine alte Decke, die an der einen Seite des Fensters hing, mit einer Haarnadel auf der anderen Seite.

Nun war es ganz dunkel im Zimmer und die dumpfige Luft, die darin herrschte, fiel noch mehr auf.

„Machen Sie bloß das Ding herunter, das ist ja schrecklich umständlich. Ich kann doch nicht jeden Morgen und Abend da herauf- und herunterklettern?“

„Warum denn nicht? So ein bißchen Turnen auf nächsten Morgen soll sehr gesund sein,“ spottete

früher in den Blinden nur müßige Almosenempfänger erblickte, denen ihr Gebrechen jede berufliche Tätigkeit unmöglich machte, geht man seit etwa hundert Jahren darauf aus, auch die Nichtsehenden zu erworbensfähigen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Denn das größte Unglück für einen der Sehkraft beraubten Menschen ist nicht etwa die Blindheit an sich; — mit dieser finden sich erfahrungsgemäß die meisten von ihr Betroffenen in verhältnismäßig kurzer Zeit ab, und die in früher Jugend Erblindeten empfinden sie kaum als ein Unglück, weil ihnen die Erinnerung an einen anderen Zustand fehlt. Zu einem schweren Mißgeschick wird die Blindheit erst dann, wenn ihre gefährlichste Folge eintritt: die Arbeitslosigkeit. Diese Folge ist jedoch keineswegs, wie immer noch in nicht unterrichteten Kreisen vielfach geglaubt wird, durch die Blindheit bedingt. Nein, der normal beanlagte Blinde kann arbeiten, und er muß arbeiten, damit er und seine Mitmenschen in ihm ein vollwertiges Glied der Gesellschaft anerkennen und achten können. Er hat sogar der Allgemeinheit gegenüber die soziale Pflicht, sich, so weit ihm dies möglich, an der Gütererzeugung zu beteiligen. Für die Allgemeinheit aber ist es Pflicht und zugleich ein Gebot sozialer Klugheit, die Blinden in ihrem Streben nach Erwerbssfähigkeit und in der Ausübung des von ihnen gewählten Berufes zu unterstützen. Von diesem Gedanken ausgehend hat man in allen Kulturstaaten der Welt Blindenanstalten errichtet, in denen die Zöglinge in einem der sogen. Blindenberufe ausgebildet werden. Hier kommen vor allem in Betracht: die Musik, die der Blinde als Salonmusiker, Musiklehrer, Organist und bei hoher Begabung als Konzertkünstler mit sehr guten Gewinnsaussichten ausüben kann, dann das Klavierstimmen, die Bürstenbinderei, das Korb- und Stuhllechten, die Seilerei und neuerdings auch die Massage und die Schuhmacherei. Naturgemäß stellen sich aber dem nach Erlernung eines Gewerbes aus der Blindenanstalt entlassenen Handwerker große Schwierigkeiten entgegen im Konkurrenzkampf mit den Sehenden. In der richtigen Erkenntnis, daß vereint auch die Schwachen stark sind, haben sich daher in den letzten Jahren die Blinden einzelner Staaten und Bezirke zu Vereinen zusammengeschlossen, die die wirtschaftliche und gesellschaftliche Förderung ihrer Mitglieder zum Zweck haben. So wurde auch in unserem engeren Vaterland von einer größeren Anzahl Blinden im Juni dieses Jahres in Stuttgart der württembergische Blindenverein gegründet. Dieser besteht aus ordent-

lichen (blinden und unterstützenden — sehenden —) Mitgliedern. Die Leitung liegt in den Händen eines fünfgliedrigen Vorstands, der aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder je auf zwei Jahre von der alljährlich in Stuttgart stattfindenden Mitgliederversammlung gewählt wird. Die unterstützenden Mitglieder sind ohne wesentliche Rechte angegliedert und sollen dem Verein die zu seiner Tätigkeit erforderlichen Geldmittel beschaffen. Auf wirtschaftlichem Gebiet sieht der Verein seine Hauptaufgabe darin, den gewerbetreibenden ordentlichen Mitgliedern, die zuweilen mit großen Absehenschwierigkeiten zu kämpfen haben, Arbeitsaufträge zu vermitteln. Besonders auf dem Land scheinen die Verhältnisse für den Warenvertrieb sehr ungünstig zu liegen. Der blinde Korbmacher Wilhelm Stidel in Engelsbrand bei Neuenbürg ersucht uns, insbesondere auf folgenden Mißstand hinzuweisen. Namentlich im Sommer haben die Korbmacher auf dem Land oft unter der Konkurrenz umherziehender entlassener Strafgefangener zu leiden, die im Gefängnis das Korbmachergewerbe erlernt haben. Diese setzen ihre minderwertige Ware, die häufig aus gestohlenem Material gearbeitet ist, zu Schleuderpreisen durch Hausieren an die ländliche Bevölkerung ab, da sie es nicht auf einen geordneten gewerblichen Betrieb, sondern nur auf einen Augenblicksverdienst abgesehen haben, der ihnen für einige Tage ein mäßiges Leben und Alkoholgenuß ermöglichen soll. Es ist nun zweifellos eine Forderung der Billigkeit, zu verhüten, daß unseren ortsansässigen blinden Handwerkern durch solche Landstreicher die Arbeit entzogen wird. Wir richten daher auch an die Leser dieses Blattes die herzliche Bitte, ihren Bedarf an Bürsten, Flecht- und Korbwaren in Zukunft bei unseren ortsansässigen blinden Handwerkern decken zu wollen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die blinden Handwerker ebenso gute und dauerhafte Waren liefern wie die Sehenden; denn sie müssen in erster Linie darauf halten, sich in der Geschäftswelt einen guten Ruf durch Lieferung einwandfreier Ware zu erwerben und zu erhalten. Helfen Sie uns an Ihrem Teile, unsere blinden Handwerker vor dem größten Uebel zu bewahren: vor der Arbeitslosigkeit!

Anmeldungen und Anfragen bezüglich des württembergischen Blindenvereins nimmt der unterzeichnete Vorsitzende stets gerne entgegen.

stud. jur. R. Krämer, Heilbronn, Bismarckstr. 22.

die Freundin, welche die Geschichte immer mehr belustigte.

Aber Holde war wenig aufgelegt für Scherze. Sie ließ sich auf einen der harten Stühle nieder und dachte schauernd daran, daß diese in den nächsten Wochen die Stelle ihrer bequemen Feuteuils vertreten sollten. Dann fragte sie:

„Haben Sie nichts zu essen, gute Frau?“

„Keine nuschelt nich.“

„Brot und Butter werden Sie doch haben.“

„Butter is man ein ganz kleines Kleckschen da.“

„Dann holen Sie in Gottes Namen Brot und das Kleckschen Butter. Wir wollen es uns teilen. Haben Sie nichts zu trinken?“

„Jawohl, Milch, draußen in der Küche.“

Entsezt wehrten die Damen ab. Sie erinnerten sich des Kübels, der neben dem Schwein stand.

„Rein, bitte, ein Glas Wasser.“

Als die Frau hinausging um das Verlangte zu holen, sah Holde ihre Freundin trostlos an.

„Nette Sommerfrische,“ meinte diese, „hier werden sich deine Nerven entschieden erholen.“

Vergerlich, schwieg Holde. Gleich darauf trat die Frau wieder herein und präsentierte auf einem Brett von ungeheuren Dimensionen zwei Butterbrote von ungefähr fünf Zentimeter Dide, dünn mit Butter bestrichen und zwei Humpen Wasser. Gläser konnte man diese unförmigen Rutscherscheidel nicht nennen.

Die Damen begannen zu essen, tatsächlich im Schweiß ihres Angesichts. Denn die Anstrengung, dieses steinharte Brot mit den Zähnen zu durchsägen, war keine geringe.

„Dr. Platon wird sich freuen,“ meinte die Freundin und laute lapperte weiter.

„Wer ist Dr. Platon?“

„Nun, mein Zahnarzt. Der bekommt frische Arbeit, alle Blomben fliegen raus.“

Die Frau sah verwundert von einer zur anderen und meinte dann ganz schüchtern, sie hätte oben noch zwei Zimmer.

Die Freundinnen wollten sie immerhin ansehen.

Sie übertrafen alle Erwartungen. In dem einen roch es nach Rauchwaren und in dem anderen nach Wäsche.

Nun hatte Holde genug. Sie versprach der Frau, von sich hören zu lassen und fragte, wie weit die Bahnhstation sei.

„Zwei bis dritthalb Stunden zu fahren.“

„Was?“ schrie Holde, „das sind ja drei Meilen! Aber gleichviel, haben Sie einen Wagen?“

„Nei.“

„Ober ist ein Wagen im Dorf zu bekommen?“

„Nei.“

„Gibt's denn keine Pferde hier?“

„Ja, aber die sind uff dem Feld und wenn sie heimkommen, sind sie miede.“

„Aber, du lieber Gott, ich muß doch an die Bahnhstation. Wann fährt denn der Dampfer zurück?“

„Morgen früh.“

„Was morgen? Gibt's hier ein Gasthaus, wo wir übernachten können?“

„Nei.“

„Ja, wo sollen wir denn die Nacht über bleiben?“

Die Frau überlegte. „Ich werd' mal den August Gehlhaar fragen. Vielleicht laßt der seinen Leiterwagen anspannen.“

Nach vielem Hin- und Herreden, Bitten und Versprechungen von seiten Hholds ließ August Gehlhaar wirklich anspannen, und nachdem er zwei blankte Taler in Empfang genommen, ging die Fahrt los.

Holde hatte dem Kutscher ein gutes Trinkgeld verprochen, wenn er recht schnell fahre, damit sie nicht den Zug veräumten. Der Wagen flog rechts und links, fast wellenförmig herum. Fast geräbert kamen sie ans Ziel, eine Minute vor Abgang des letzten Zuges. Schnell herunter vom Wagen — das Absteigen hatte auch noch seine Schwierigkeiten — und im Trab nach dem Zuge gerannt. Der menschenfreundliche Schaffner, der ihnen hinterher noch die Billets besorgte, setzte sie ins Rupee und schlug die Türe zu.

So endete Holde Bräuers geplante Idylle von der Sommerfrische.